Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 58. Bromberg, den 21. April 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der ölige, goldene, schwer duftende Trank rann in die Gläser. Thilde hob ihm das ihre entgegen: „Daß du immer feststehen mögest, Ludolf Lützelberger! Im scharfen Nordsturm und im weichen West!"

Er leerte sein Glas mit einem schnellen Zug. Zu süß das Zeug, aber es ging schmeichelnd durch die Kehle. Harmloses Spielwerk für die Weiber.

„Nun bring mir ein Glas!"

„Daß Thilde Wullenbarg bald wieder Sonne sieht und nur Sonne. Daß ihr werde, was sie sich begehrt."

„Davon ist mir schon ein wenig geworden. Schenk' dir ein, Lubo. Wir wollen fröhlich sein diese eine Stunde. Wer weiß, wann sie uns wiederkommt." Ihre Finger griffen wieder in die Laute, sie trällerte ein paar Takte, es war wie Lerchengetriller über seinen Fennen. Ach, die Fennen daheim! Wie die jetzt unter der Sonne lagen und dem zweiten Schnitt entgegenreiften.

Und das Weizenkorn, das nun bald unter dem Flegel vorrann, so golden wie Thilde Wullenbargs Haar.

Und die tanzende See, die im Morgenlicht so blau und glänzend daliegen konnte wie Thilde Wullenbargs Gewand, mit Schaumperlen bestickt, nicht weißer als ihre weiße Haut.

Während er ihrem Zwitschern und Singen lauschte, goß er immer wieder einmal von dem süßen Saft in sein Glas.

„Warum hast du mir solch winziges Ding gegeben, Kind? Ist das ein Trinkbecher für einen tüchtigen Mann?"

Lachen konnte sie — lachen — die Tauben gurrten nicht heller.

„Wie viele von den winzigen Dingerchen hast du schon geleert, Lubo? Mir scheint, die Kanne zeigt bald den Grund."

„Es ist Weiberzeug."

„Nimm dich in acht vor dem Weiberzeug. Ich wette, du kannst mich nicht mehr greifen, wenn ich um den Tisch tanze."

Wie sie das Kleid ein wenig hob und die Füße in schnellen Tritten über den Teppich gleiten ließ, war sie die verkörperte Grazie. Jede Bewegung des geschmeidigen Leibes so zierlich und behende, als tanzte eine Lazerte im Rasen.

Lützelberger lachte. Es mußte vom Wein sein, wirklich vom Wein — er war doch sonst nicht mehr so albern —, aber er konnte es nicht lassen, er mußte sie greifen. Mit zwei, drei Schritten würde er sie haben.

Doch er kannte Thilde Wullenbarg noch nicht, wenn sie sich im selbsterdachten Reigen schwang. Es sah aus, als bewege sie sich kaum, so leicht und ruhig glitt sie, und doch war sie seiner zufassenden Hand schon immer wieder um ein paar Zoll voraus.

Der Kopf brannte dem Manne, doch die Füße waren schwer. Hitziger ging er vorwärts, jagender flog das Mädchen um den Tisch, jetzt hatte er sie fast erreicht, da stand sie plötzlich oben auf dem Tisch, mitten zwischen den Gläsern und ohne nur Kanne oder Glas mit der Fußspitze zu streifen, schwang sie sich drüber fort, jenseits hinab, durch den ganzen weiten Raum, bald fern, bald nah, immer leichter, immer schneller, daß es ihm vor den Augen flirrte, bis sie sich mit jähem Schwung an seine Brust warf und die schlanken Arme wie Ketten um seinen Hals schlang.

Da vergaß Ludolf Lützelberger seine Sicherheit in Sturm und Not, seine ganze selbstsichere Festigkeit und riß das Mädchen hart an sich und küßte den schmalen Mund und zerrte das Gewand von ihrer Schulter und küßte den weißen Hals, und sie lachte dazu: „Nun hab' ich die Sonne! Nun hab' ich die Sonne! Laß uns glücklich sein diese einzige süße Stunde."

*

Wie er zwei Tage später heimwärts wanderte, denn er wollte es nicht abwarten, bis Jan Reimers seinen Schoner wieder beladen hatte, war sein Gesicht dunkel, und quer über die Stirn zog sich eine scharfe Falte.

Er zürnte sich selber. Er haßte sich selber.

Wie hatte das sein können!

Er, der Mann, dem sie alle sich in die Hände gegeben in der Gemeinde, er, der sich gerühmt, daß ihn nichts erschüttern könnte, — er war wie ein dummer Tölpel einem leichten Mädchen zur leichten Beute geworden.

Er dachte an Almut und ihre reinen Augen. Wie sollte er vor denen bestehen!

Er dachte daran, wie er als Pfarrer so hart über einen Mann in seiner münsterländischen Gemeinde gescholten, der die Ehe gebrochen hatte, die Ehe mit einer ungeliebten Frau.

Ihm war alles geworden, was dem Manne werden kann, und in der ersten Versuchung war er erlegen.

Er, der eher des Himmels Einsturz erwartet hatte als den eigenen Fall!

Er ging mit schnellen Schritten, wollte sich selbst und den Gedanken entlaufen und schleppte doch die widerliche Last mit sich durch das ganze Land, über alle Straßen.

Und immer fragte er sich: Wie willst du dastehen vor deinem Weib? Willst du lügen? Ihr ein heiteres Gesicht zeigen? Tun, als sei nichts geschehen? Lachen und Grüße bestellen von der Dirne, deren Name nicht einmal genannt werden sollte vor einer Almut?

Sollst du ihr alles bekennen und um Vergebung bitten? Du hast nicht eher Frieden mit dir selber, bis du nicht Frieden gemacht hast mit ihr.

Aber ihr das sagen? In ihr reines Gesicht hinein solchen Schmutz bekennen? Das wußte er, das konnte er nie.

Das Schicksal hatte Erbarmen mit ihm und ersparte ihm die Beichte.

Wie er sich Butensiel näherte, traf er auf Jan Rickmers, den zweiten Sohn des Deichgräfen, der jetzt den Hof verwaltete für den kranken Vater. Der sagte zu ihm: „Es ist gut, daß du wieder da bist. Die Mutter war gestern bei Almut; sie hat das Fieber arg und weiß nichts von sich."

Er atmete auf. Seine Füße gingen noch schneller, seine Gedanken hoben sich ein bißchen.

Das Fieber, — das Fieber zwangen sie wohl, sie hatten es ja schon manches Mal bezwungen. Und währenddessen gewann er Zeit und konnte seine Stunde und seine Worte wählen.

Mit ruhigem Gesicht trat er an das Krankenbett.

Almut kannte ihn nicht einmal. Das Fieber mußte einen unerwarteten Gang genommen haben, denn es wechselte nicht von einem Tag zum andern, sondern blieb immer hoch und heiß und peinigte die Frau, bis sie stöhnend und hustend dalag und nicht mehr antworten mochte, wenn sie auch einmal klar erkannte, wer um sie war.

Da half kein Trank und kein Besprechen, es stand schlimm um Almut Thedinga.

Fünf Tage lang saß der Mann in jeder Nacht wieder und wieder aufrecht auf seinem Lager und lauschte hinüber

auf den kurzen, stoßenden Atem, zitterte, wenn der so schwer ging, und zitterte noch mehr, wenn er ihn nicht vernahm.

Am sechsten Morgen, als er bei beginnender Tageshelle sich über sie beugte, hatte sie die Augen offen und sah ihn an. Ihre Lippen formten seinen Namen, sie war zu matt, ihn vernehmlich zu nennen. Aber die Züge waren klarer, die furchtbare Spannung der letzten Tage hatte sich gelöst, man sah, daß die Gesundung nahte.

Sie gingen alle mit hellen Gesichtern an diesem Morgen durch das Haus.

Die Knechte dengelten draußen die Sensen, denn das letzte Feld sollte geschnitten werden.

Eno Thedinga, der sich seit einigen Monden wieder dazu hergab, dem Eidam in der Wirtschaft die Hand zu leihen, schirrte die Braunen an, er wollte einfahren, was reifend und trocken in Hocken stand.

Die lahme Emma allein hatte verzerrtes Lachen, wenn sie einer ansprach, und der Kleinknecht sagte zum Pferdeknecht: „Sie hat wieder was gesehen, aber sie gibt nicht Hals und bekennt."

Freu dich, wenn sie dich nicht auch ansteckt mit ihren Gesichten. Lustig sind die nicht."

Sie zogen hinab von der Wurt und hinein in das taufrische, helle Land.

Die silberblonde Engel, deren Haar sich wie ein Lichtschein um den Kopf krauste, bleib bei der Mutter. Die Emma betreute das Vieh, der Walter, der am liebsten draußen im Feld gewesen wäre, mußte daheimbleiben und den Boden kehren, auf dem sie das eingefahrene Korn bergen wollten.

Elf Jahre zählte er und war ein strammer Bursche, dem die Arbeit Spiel war. Er würde einmal auf Tanto Siabs' Hof ein rechter Bauer werden.

Lützelberger ging noch einmal zu seinem Weibe.

Sie hatte ihr weiches, versonnenes Lächeln im Gesicht, sah ihn an und flüsterte: „Ich möchte wieder schlafen. So müde bin ich, aber so süß müde. Wie ein Kind. — Ich schlaf' mich gesund."

Wie er einige Minuten später noch einmal in die Stube sah, schlief sie wirklich tief und fest, der Atem ging ruhig, auf der Stirn perlte leichter Schweiß, der Schweiß der Genesung.

Frohen Herzens schritt er den Leuten nach, zum Weizenschlag hinüber.

Was gewesen war, das war gewesen.

Reden konnte und wollte er nicht davon. Doppelte Liebe geben, doppelte Sicherheit gewinnen. Wer weiß, daß er fallen kann, der steht zwiefach fest.

Und im Morgenlicht lebten in ihm schon wieder alle Pläne und Hoffnungen auf, und seine Augen gingen über das Land: „Du sollst nicht mehr oft unter Sturm und Flut zu zittern haben. Ich will dir Dämme bauen, die keine See zerbricht, ich will keinen Wintertag gehen lassen, an dem ich nicht draußen steh' als dein Wächter. Ich will beweisen, daß der Deichgräfe der Schirmer und Schützer deiner grünen Weiden, deiner stolzen Wurten ist. Ich, Ludolf Lützelberger!"

Der Schwieger sah ihn, wie er so straff und sicher daherkam. Seine Augen waren dunkel und der Blick schwer, mit dem er den Eidam maß.

„Du sprichst wieder in deinem Herzen: Wer kann mir widerstehen? Bin ich nicht stark und sicher? — Weißt du nicht, daß es dem Herrn ein leichtes ist, deinen Stolz zu verderben und deine Kraft zu zerbrechen?"

„Ich will nicht mit dir streiten. Was sollen Worte? Schaffen und werken, — das ist meine Antwort auf deine dunklen Reden." Und wie er sich umsah in der Runde und all die Herrlichkeit der reichen Erde um sich sah und seinen Buben, der auf dem Leitpferd saß, und die blaue Kuppel droben, ganz überströmend von Licht, und all den sicheren Frieden dieses Sommertages, da lachte er auf: „Es werden Sturmtage kommen, aber bis dahin ist es noch weit. Laß uns diese Stunden hinnehmen wie ein Geschenk, wo wir sicher sind und uns des Lebens freuen können."

Der Alte schien noch einmal sprechen zu wollen, doch es wurde nur ein Murren, das keiner verstand, und den Wagen weiterführend, stakte er die nächste Garbe auf und schleuderte sie mit kräftigem Schwung auf den Wagen.

Lützelberger aber griff zur Sense, und während der Kleinknecht und Thedinga auf dem einen Acker luden, schnitt er selber mit dem Pferdeknecht auf dem andern die schweren Halme. Rauschend sanken sie zu Boden. Zwei Mägde banden und richteten die Hocken. Alle hatten rote Wangen und heitere Gesichter, es war ein frohes, sommerliches Tun.

Sie waren näher dem Deich, als die Wurt lag, und das halbgemähte Feld erstreckte sich zum Priel. Dort lag das Boot bereit, einen Teil der Garben zur Wurt zu führen, um die Pferde zu schonen.

Draußen war Ebbe. Die Sieltore standen offen, man sah zwischen ihnen hinaus auf das Watt.

Wie sie aber eine Stunde oder ein wenig mehr an der Arbeit waren, hörte Lützelberger einen knarrenden Ton — die Pforten schlossen sich. Was hieß das? Drang schon die Flut an? Es war doch noch nicht ihre Zeit.

Er sah hinüber, — der Ausblick war gesperrt. Und von draußen schlug es in langem, gleichmäßigem Dröhnen gegen den Damm.

Sie horchten alle auf.

Der Bauer warf die Sense hin und rannte am Deich empor. Stand da oben und starrte und starrte und dachte, er müßte verrückt geworden sein.

In langen, unendlich langen, breiten Wogen kam die See heran, hob sich, lief über das Vorland, rollte gegen den Deich.

Kein Sturm hetzte sie, kein Wetter stand über ihr, alles war still und hell und harmlos, und die See — die See — —

Er schrie wild auf.

Schon waren sie alle oben. Der Kleinknecht und die beiden Mägde brachen in die Knie und hoben die Hände zum Himmel.

Sie waren alle Kinder der Küste. Sie kannten alle den ewigen Kampf und fürchteten sich nicht so leicht

Aber dies — dies kannten sie nicht.

Von da draußen her kam es heran, immer gewaltiger, immer höher — in großen, weiten Schwingungen — nicht brandend, nicht schäumend, ganz ruhig und gleichmäßig, und mit jeder Woge, die heranrollte, stieg es am Deich empor, und mit jeder langen, blaugrünen Wogenlinie sang es in starkem Ton: „Ich komme, ich komme."

Die See kam mitten im seligen Sommer, mitten im lachenden Leben und nahm sich ihr Recht.

Da waren die ersten Wellen droben am Deichrande, da rannten die Menschen nieder zum Priel, warfen sich in das Boot, rissen das Kind hinein, zerrten das haltende Seil vom Pfosten, stießen die Stangen gegen den Grund, den Kahn den Priel hin zur Wurt zu lenken — und schon glitt es über den Deich hin, flutender Kristall, niederschäumende Wassermauern, füllte den Wasserlauf, hob das Boot wie ein Kinderspielzeug, schob es vor sich her. Und dann waren sie nichts mehr als ein Spielzeug der großen gewaltigen Herrin, der See.

„Zur Wurt!" sagte Lützelberger. „Steuer stramm zur Wurt hinüber."

Er selber stieß wie der Großknecht immer noch mit den Stangen den Grund, Thedinga saß am Steuer, und seine derbe Faust umspannte das Holz.

Aber was waren ihre Fäuste gegen die gleichmäßig drängende Kraft, die sie mit sich nahm wie eine Nußschale.

Unaufhörlich ging es hin über den Deich, schoß nieder am Hang, überrannte das Land. Einmal, Lützelberger sah gerade hinter sich, hörte er einen Ton, wie er ihn nie vernommen — die Pferde schrien auf in Todesangst.

Das Wasser hob sie und den Wagen, warf das Fuhrwerk um, hielt sie — die angeschirrt waren — am Grunde fest und erwürgte sie langsam, Zoll für Zoll.

Gnade Gott allen Menschen, die draußen waren und dem furchtbaren Würger nicht mehr entrinnen konnten!

Sie waren nicht mehr im Priel, es hatte sie herausgehoben und führte sie hin über das Land.

Schon war um sie, vor ihnen, weithin alles rinnende Flut, kein Gras mehr zu sehen, die Straßen sinkend unter dem Wasser, und der Deich — wo der lag, war alles brausendes, jagendes Meer.

Da grüßte die Wurt. Tausend Schritt von ihnen, zur Rechten, lag sie im hellen Sonnenlicht traulich und winkend zu ihrer Seite, und sie konnten nicht hinüber. Was half es, daß Lützelberger seine beiden Fäuste mit um das Ruder preßte, die Wasser hoben und trugen sie vorbei an dem Hügel, und sie sahen ihn hinter sich bleiben und konnten ihn nicht einmal mit den Stimmen erreichen.

Da gab der Bauer es auf, ließ sich tragen, sorgte nur, das Boot im Gleichmaß zu erhalten, und fragte: „Was ist das? Was heißt das?"

Keiner konnte ihm antworten.

(Schluß folgt.)

Dummer Bub.

Von Egid Filek.

Nein, es ist kein Traum, keine Sinnestäuschung; sie stehen wirklich da, die lieben Worte, flüchtig hingekritzelt auf das feine Papier, mit langen, schmalen, steilen Buchstaben ohne Schattenstriche.

Leise, kaum merklich, steigt ein süßer Duft aus den Zeilen, aber himmlischer noch und süßer duftet das Wort in mein Herz.

So ist es nun doch geschehen, was ich so gefürchtet und so ersehnt habe; und ich habe ihr doch gesagt, wie es um mich steht, daß sie mir lieb und teuer ist wie meine vergangene Jugend, daß aber zwischen ihr und mir die Wellen von mehr als zwanzig Lebensjahren fluten. Habe sie innig und ernst gebeten, ihr Herz genau zu prüfen, ehe sie das kostbare Gut an den Mann verschwendet, dem der erste Reif die Schläfen bedeckt. Und sie hat das schöne, flechtengekrönte Haupt tief auf die Brust gesenkt und mir leise zugesagt, worum ich bat.

Und nun hat sie dieses Wort gefunden, unter all den tausenden unserer Sprache gerade dieses eine Wort!

Es gibt Dinge, die tief in unserer Seele begraben liegen wie die verwunschene Glocke im See. Monate und Jahre können vergehen, ohne daß ein klarer Gedanke an ihr Dasein rührt. Aber wenn Zeit und Stunde kommt, fängt die Glocke in der Seelentiefe plötzlich zu klingen an. Und schauernd und entzückt erkennen wir, daß sie das Lied unseres Lebens singt, das uns heimlich geleitet von der Wiege bis zum Grab, das in ewiger Jugendschönheit nichts weiß vom Altern und Sterben — jenes Heimatlied, auf dessen Schwingen die befreite Seele in die Ewigkeit schwebt in der ernsten Stunde der Verwandlung.

Und plötzlich weiß ich, was jenes Wort für mich bedeutet, so unscheinbar und belanglos und doch erfüllt von einem heimlichen, tiefen Sinn. Aus den Märchentagen der Kindheit klingt es herüber; an der Schwelle des Jünglingsalters stand es und sah mich an aus großen, tiefen Augen; die erste Mannheit hat es in mir aufgeweckt und mich gelehrt, daß Leben kämpfen heißt.

Wann hab' ich es zuerst gehört, das Wort, das liebe [redacted] Wort.

Ferne Zeiten der Kindheit dämmern vor mir auf. Ich liege im Bett zwischen Schlaf und Wachen, mitten in der Nacht, mit einem kalten Umschlag auf dem Kopf. Gestern abend hat der Doktor erklärt, ich hätte starkes Fieber. Das hat mich weiter nicht aufgeregt — ich war so müde, so gleichgültig gegen alles. Aber jetzt in der Nacht, jetzt fürchte ich mich. Ich weiß eigentlich nicht wovor — aber ich fürchte mich. Alle Dinge um mich herum sind so dunkel, feindselig und drohend. Die Hängelampe sieht wie ein böser Raubvogel aus, der sich auf mich stürzen will. Der Ofen in der Ecke ist ein grauenvolles Gespenst. Ich presse die Zähne zusammen und schließe die Augen zu — fest, ganz fest. Und dennoch sehe ich, wie das Dunkel auf mich zukommt und die Arme nach mir ausstreckt; und jetzt zerreißt der dünne Faden der Selbstbeherrschung — ich schreie vor Entsetzen auf, fahre im Fieberwahn aus den Kissen empor. Aber das Dunkel ist weich und warm und hat eine sanfte Stimme — die Stimme meiner Mutter. Und es streicht meine glühende Stirn und sagt:

„Ich bins — so fürchte dich doch nicht so, du dummer, dummer Bub . . ."

Das Wort rollt über mich wie eine laue, köstliche Welle — ich sinke zurück, matt, todesmatt, aber glücklich und beruhigt. Nun kann ich schlafen, tief und fest schlafen; und am andern Morgen sagt der Arzt: „Ich glaube, die Krise ist überstanden."

„Mutter, was ist das, die Krise?"

„Das verstehst du noch nicht, Kind." Sie küßt mich und ihre Augen stehen voll Tränen.

Oh, wie oft bin ich in späteren Lebensjahren schlaflos gelegen und habe vor den dunklen Gewalten des Lebens gebangt — aber die Arme, die mich damals umschlangen, liegen im Grab, und der Mund ist verstummt auf ewig.

Zehn, zwölf Jahre sind vergangen.

Ich sitze als halbwüchsiger junger Mensch vor meinem Xenophon, aus dem ich griechische Verbalformen heraussieben soll. Wie ich diesen grammatischen Plunder hasse, auf den der Professor soviel Gewicht legt. Zum erstenmal breitet meine Phantasie ihre Flügel aus, flattert mit dem mutigen Heer der Zehntausend durch die brennenden Wüsten von Iran, durch Palmenwälder, zu den schwarzen Felsen des Pontus, wo sich die Heimkehrenden auf den Boden warfen und weinend das heilige Meer begrüßten. Eine Geschichte will ich schreiben aus jener fernen, grauen Zeit, von einem Lande, das ich nie gesehen, von Menschen mit titanischen Leidenschaften, von Krieg und Schlacht und Mord — ich, der Sechzehnjährige, der noch gar nichts erlebt hat. Und mit glühenden Wangen arbeite ich an einer schwungvollen Periode: „Mit ihren letzten Strahlen vergoldete die Sonne die Fluten des persischen Meerbusens, wo die Perlen in der Tiefe schimmern und Palmenzweige die stille, tiefblaue Wasserfläche küssen . . ." So geht es fort, eine halbe Seite lang. Da greift eine Hand über meine Schulter und zieht mir das Blatt unter der Feder weg. Der Vater. Er liest und schüttelt den Kopf. Ich sitze da wie mit Wasser begossen. Mutter ist ins Zimmer getreten. Der Vater liest ihr die ganze gewaltige Periode vor. Dann schweigen beide ein paar Sekunden lang. So still ist's im Zimmer, daß man das Summen der Fliegen an der Fensterscheibe hört. Dann räuspert sich der Vater und sagt: „Laß doch solchen Unsinn. Schreib lieber deine griechischen Vokabeln, du dummer Bub." Und Mutter lächelt in sich hinein.

Nichts auf der Welt ist so voll Eitelkeit und Empfindelei wie ein werdender Künstlermensch. Ich war damals bitterböse auf den Vater. Seine Rede war die eines beschränkten Pedanten und das Lächeln der Mutter leiser Spott. Und als ich wieder allein mit meinem Xenophon war, fielen heiße Tränen ohnmächtigen Zornes auf den Rückzug der Zehntausend und das schmutzige Präparationsheft.

Viel, viel später erst hab' ich erkannt, was das grobe Wort bedeuten sollte und das feine Lächeln, das Schweigen und das Räuspern; wieviel heimlicher Stolz und wortlose Anerkennung darin lag, und wieviel Angst um meine Zukunft, traurige Erkenntnis, wie wenig die Arbeit des Schaffenden gilt in dieser Welt patentierter Mittelmäßigkeiten, gesättigter Ordnung und satter Spießer.

Und ich weiß noch mehr. Ja, auch du hast den harten Kampf um ein Künstlerideal gekämpft, Vater. Ein großer Schauspieler wolltest du werden und als kleiner Beamter bist du gestorben. Heute würde ich dich verstehen. Aber du schläfst schon lange bei Mutter jenen tiefsten Schlaf, aus dem man niemanden mehr wecken kann.

Und wieder nach Jahren habe ich das Wort zum drittenmal gehört. Es war in der Aula der Universität, als mein Feind an mich herantrat, um mich anzurempeln — der Feind, der eine rote Couleurmütze trug, während ich die blaue hatte — der Feind, den jeder Heranwachsende so dringend nötig braucht, um seine eigenen Kräfte an ihm zu messen. Unsere Verbindung lag in Fehde mit den Frankonen. Warum? Ich weiß es längst nicht mehr. Couleurpolitik. Warum haben sich zu allen Lebenszeiten des großen dummen Kindes Menschheit Staaten und Völker bekriegt, sich zu Hunderttausenden abgeschlachtet und dann wieder Frieden geschlossen?

Herausfordernd trat er ganz nahe an mich, stieß den schwarzen Couleurstock auf die Steinfließen und fixierte mich höhnisch. Die Kommilitonen standen erwartungsvoll herum. Niemand wußte später, wer die Feindseligkeiten begonnen hatte. Während die Worte hin- und herflogen, dachte ich beständig an die Phrase unseres Geschichtshandbuches: „Einem gereizten Notenwechsel folgte der Ausbruch des Krieges."

„Ich finde Ihr Benehmen sonderbar, mein Herr."

„Wie? Sonderbar?"

„Jawohl, sonderbar."

Der Würfel war gefallen.

„Sie sind ein dummer Junge."

„Ich werde meine Konsequenzen ziehen."

Man rückte mit steifer Geste die Mützen und entfernte sich stockklirrend.

Die Mensur war ein kleines Ereignis. Wir führten beide gute Klingen. Endlich zog ich ihm eine Hackenquart herunter und er hieb mir mit einer kräftigen Prim die Kopfhaut durch. Es war meine erste Mensur . . .

Ach, wie lächerlich erscheint mir das alles heute, nach zwanzig Jahren — und doch, es war schön! Das harte, verbissene Stillstehen, während die Hiebe krachen und Funken aus dem Stahl spritzen — das verhaltene Lauern auf die Blöße des Gegners — die große, tiefe Ruhe, wenn einmal der erste „Blutige" gefallen ist und man es ganz warm und ganz leise über die Stirn herabfließen fühlte. Ein Stahlbad des Willens, eine Probe auf Manneskraft und Mut.

Und ich sitze noch immer regungslos da und halte den Brief in der Hand, der die Geister des Vergangenen beschworen hat. Ich weiß, daß sie mein Schicksal sein wird, weil sie das Kind in mir weckt, das in jedem Manne schlummert; des Weibes Liebe ist des Mannes Schicksal.

Noch einmal werde ich alles Bittere und Süße, alle Lust und alles Leid erleben, das von Ewigkeit her mit jenem Neigen von Herzen zu Herzen verknüpft ist.

Noch einmal — und wohl zum letztenmal.

Das alles künden mir jene dünnen, schlanken Buchstaben auf dem feinen Papier, jenes Schicksalswort, zwischen den Zeilen herausleuchtend wie ein rotes Fanal:

„Du lieber, dummer Bub . . . ."

Wie man sich in der Luft zurechtfindet.

Wenn man von den weiten Flügen hört, die jetzt über mehrere Erdteile hin ausgeführt werden, so fragt sich der Laie zuerst: „Wie mag wohl der Flieger hoch oben in der Luft seinen Weg finden?" Das ist aber bei einiger Übung und Erfahrung gar nicht so schwierig. „Man kann seinen Weg in der Luft sogar leichter finden als auf dem festen Boden", schreibt der erfolgreichste englische Flieger Alan Cobham, der erst vor kurzem von einem Flug nach Indien zurückgekehrt ist. „Man hat nämlich infolge der Höhe, in der man sich befindet, eine bessere Aussicht. Das ganze Land

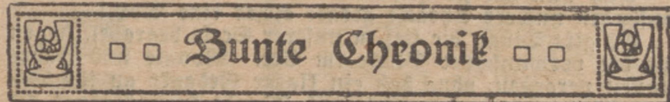
liegt wie auf einer Karte vor einem, und man braucht nur das Abbild in kleinen Maßstäben, das man in der Hand hat, damit zu vergleichen. Es gibt viele Methoden, um sich in der Luft zurechtzufinden, vom einfachen Kartenlesen, bei dem der Flieger einer Straßen- oder Eisenbahnlinie folgt, bis zu den neuesten Formen wissenschaftlicher Navigation, bei der man sehr komplizierte Werkzeuge benutzt, wie sie auf den Schiffen zur Anwendung kommen. In solchen Fällen muß man einen erfahrenen Navigator auf dem Flugzeug haben, der an einem kleinen Tisch arbeitet. Wenn der Anfänger zum erstenmal in die Luft steigt, dann verliert er in dem Augenblick, wo der Flugplatz hinter ihm verschwindet, jede Orientierung, und der Lehrer muß ihn erst auf die einzelnen Merkzeichen hinweisen, die sich ihm auf der Erde darbieten. Hat man sich erst daran gewöhnt, das Land von der Vogelperspektive aus zu betrachten, so findet man rasch die Wegweiser, deren man bedarf. Immer aber lernt der Flieger etwas Neues zu, und je mehr Erfahrungen er sammelt, desto schneller findet er sich zurecht. Bei meinem Flug nach Indien und zurück mußte ich natürlich mein eigener Lotse sein, und ich führte Karten von allen Ländern mit mir, die ich auf der ganzen Reise überfliegen mußte. Ich hatte nahezu 50 große Kartenblätter, und jeden Abend legte ich mir die Karten zurecht, die ich für den nächsten Tag brauchte, und studierte den besten Weg, den ich einschlagen könnte. Dann zog ich mir deutlich Linien über die Karte und suchte mit Hilfe des Kompaß die vorgerichtete Richtung genau einzuhalten. Beim Flug schaute ich dann aufmerksam nach jedem Wegzeichen aus, nach einem Dorf, einem Hügel, einem Fluß oder einer Bahnstrecke, die ich überfliegen mußte und die auf der in der Karte gezogenen Linie lag. Waren diese Wegzeichen nicht unter mir, sondern einige Kilometer rechts oder links entfernt, dann wußte ich, daß ich nach rechts oder links steuern mußte, um die richtige Richtung einzuhalten. Freilich flog ich auch manchmal über zerklüftete Gebirge und über einförmige Wüsten, durch Nebel und bei trübem Wetter. Dann mußte ich mich viele Kilometer hindurch ganz auf den Kompaß verlassen, bis ich ein Merkmal fand, an dem ich mich wieder auf der Erde orientieren konnte."

Das nüchterne Monte Carlo.

Wohl kaum ein anderer Ort ist so von Fabeln umgeben, wie Monte Carlo, das Spielerparadies an der Riviera, das in den Romanen eine so große Rolle einnimmt, und alljährlich am grünen Tisch golddürstige Besucher aus allen Teilen der Erde versammelt. Diese „verführerische Hölle", in der es nach den landläufigen Schilderungen von aufregenden Dramen, Selbstmorden und wilden Abenteuern wimmelt, wird von Levat Fraser, der uns endlich die „Wahrheit über Monte Carlo" enthüllen will, als ein nüchternes und ziemlich langweiliges Spießernest geschildert.

„So prosaisch geht es in Monte Carlo zu", schreibt er, „daß die Verwaltung beständig versucht, andere Anziehungen außer dem Spielkasino zu schaffen. Es wird wahrscheinlich in Monte Carlo im ganzen Jahr weniger gespielt und sicherlich weniger Geld verloren, als bei den englischen Derby, und sehr viel mehr Familien werden in London durch die Börse zugrunde gerichtet, als jemals durch das Spielen in Monte Carlo zerstört wurden." Unter den Legenden über Monte Carlo, die der englische Schriftsteller zerstören will, steht an erster Stelle die vom Sprengen der Bank: „Die Bank von Monte Carlo ist niemals gesprengt worden und kann niemals gesprengt werden. Höchstens kommt es ab und zu vor, daß an einem Tisch, an dem der Croupier mit besonderem Unglück spielt, kurze Zeit das Bargeld fehlt. Jeder Tisch beginnt das alltägliche Spiel mit 200 000 Frank. In 18 Monaten sah ich nur ein einziges Mal, daß ein Tisch „abgeräumt war", und die Erregung darüber war so groß, daß man daran sofort dies Ereignis als sehr ungewöhnlich erkannte. Rasch wurde neues Geld gebracht, und nach einer Viertelstunde war das Spiel wieder aufgenommen. Zweifellos hat das Kasino manchmal schwere Verluste, aber solche Verluste sind selten, und auf die Dauer gewinnt die Bank immer. Eine andere Legende ist es, daß die französischen Arbeiter der Umgegend oder die Einwohner in Monte Carlo selbst ihre Gehälter verspielen. Es ist nämlich nicht nur allen Einwohnern des Fürstentums Monaco, sondern auch den fremden Angestellten des Staates und den Bürgern der umliegenden französischen Departements der Zutritt streng untersagt. Die Gerüchte, daß man in Nizza oder anderen französischen Städten Spielsäle einrichten werde, sind unbegründet. Roulette und Trente et quarante, die beiden Hauptspiele in Monte Carlo, werden auch weiterhin ein Privileg des Kasinos bleiben, und es dürfte schwierig sein, wo anders dieselbe strenge Kontrolle des Roulettespiels durchzuführen. Jeden Morgen werden die Roulettes des Kasinos einer genauesten wissenschaftlichen Prüfung unterzogen, damit keine Unregelmäßigkeiten vorkommen können."

Eine große Plage sind die weiblichen Diebe, die häufig aus Kleptomanie die Gewinne fortstehlen. Nicht weniger als 150 solcher Frauen sind in letzter Zeit aus dem Kasino entfernt worden. Die Gewinne der Verwaltung aus dem Spiel beliefen sich im letzten Jahre auf 100 Millionen Frank, von denen mehr als die Hälfte zum Unterhalt des Staates verwendet wurden.



*** Eine zweideutige Aufforderung.** Auf der gegenwärtig nur noch als Ruine vorhandenen Hundsburg im Kreise Homberg des Regierungsbezirks Kassel lebte im 18. Jahrhundert der sehr begüterte Freiherr Hans von Hund. Dieser ließ eines Tages dem Pfarrer von Kleinenglis, zu dessen Kirchspiel die Hundsburg gehörte, die Aufforderung zugehen, zu ihm zu kommen, um die Taufe zweier junger Hunde vorzunehmen. Der Pfarrer weigerte sich entrüstet, dieser Botschaft Folge zu leisten, da dies eine Herabwürdigung seines geistlichen Amtes sein würde. Hierauf richtete der Freiherr dieselbe Aufforderung an den Pfarrer von Arnsbach, und dieser, klüger als sein Kollege in Kleinenglis, vermutete hinter der seltsamen Zumutung die Wahrheit und sagte sein Erscheinen zu. Als er mit allem Nötigen versehen auf der Hundsburg anlangte, zeigte es sich, daß er nicht falsch gerechnet hatte, denn es waren dort festliche Vorbereitungen getroffen zur Taufe — der neugeborenen Zwillinge des Freiherrn. Dieser hatte sich in seiner Vaterfreude den zweideutigen Scherz erlaubt, um zu erproben, ob der Pfarrer in Kleinenglis den Doppelsinn seiner Rede herausfinden würde. Für diesen Taufakt verehrte der Freiherr der Pfarrstelle zu Arnsbach ein Geschenk von 50 Acker Land, deren Ertrag noch jetzt zu den Einkünften der Pfarrei gehört.

*

*** Teure Brautküsse.** Vor dem Zivilgericht von Shelbyville im nordamerikanischen Staat Kentucky wurde kürzlich ein wahrhaft salomonisches Urteil gefällt. Eine trotz ihren 50 Jahren noch immer liebeglühende, aber weniger begehrenswerte als begehrliche Jungfrau hat ihren früheren Verlobten vor den Kadi geladen, da dieser, sein übereiltes Heiratsversprechen bereuend, es vorgezogen hatte, ein jüngeres und hübscheres Mädchen zum Traualtar zu führen. „Während der langen Werbe- und Brautzeit," erklärte das enttäuschte Mädchen dem Richter, „habe ich dem falschen Mann mindestens 400 000 Küsse gegeben. Wenn ich nur 1 Cent pro Kuß als Schmerzensgeld berechne, so kommt der Betrag von 4000 Dollars heraus, zu dem ich den Angeklagten zu verurteilen beantrage." Der Richter überlegte lange und entschied dann dahin, daß ein Ausgleich auf der Grundlage von 50 Prozent am Platze sei. Er hielt dafür, daß ein Kuß von dem Mund der alten Jungfrau mit einem halben Cent reichlich bezahlt sei, und verurteilte den leichtsinnigen jungen Mann demzufolge zur Zahlung einer Buße von 2000 Doll.

*

*** Mit fünfjähriger Abstinenz bestraft.** In Esbjerg in Dänemark wurde ein junger Mann vom Gericht zu zwanzig Tagen Gefängnis verurteilt, weil er in der Trunkenheit ein Fahrrad hatte mitgehen heißen. Da aber gleichzeitig festgestellt wurde, daß der junge Mensch sonst einen vorzüglichen Leumund besaß und nur unter Einwirkung des Alkohols „mechanisch" auf solchen Streich verfallen konnte, so setzte der Richter in dem Urteilsspruch die Klausel ein: Wenn der junge Mann sich binnen Monatsfrist einem Abstinenzverein auf fünf Jahre anschließt und die Treue bewahrt, so ist die Strafe als gestrichen anzusehen.

*

*** Konstantinopel, die sterbende Stadt.** Konstantinopel, die Perle des Bosporus, wird von den Ureinwohnern verlassen. Die Levantiner ziehen weg, die Ottomanen schließen sich ihnen an, und das eigentliche türkische Element verschwindet somit. An seine Stelle sind die amerikanischen Touristen getreten, die die Stadt geradezu überfluten. Sie kommen per Schiff, durchfahren per Auto die Stadt, und kaufen türkische Andenken, — die in Deutschland hergestellt werden. Dann verschwinden sie wieder und lassen eine sterbende Stadt zurück.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.